

Ganzjährig . . .	6 fl. — kr.
Halbjährig . . .	3 „ — „
Vierteljährig . . .	1 „ 50 „
Monatlich . . .	— „ 50 „

Ganzjährig . . .	9 fl. — kr.
Halbjährig . . .	4 „ 50 „
Vierteljährig . . .	2 „ 25 „

Für Austellung ins Haus viertel-
jährig 25 kr., monatlich 9 kr.

Einzelne Nummern 5 kr.

Tagblatt.

Kongressplatz Nr. 81 (Buchhandlung
von J. v. Kleinmahr & S. Dambach)

Für die einseitige Zeile 3 kr.
bei zweimaliger Einschaltung 5 kr.
dreimal 7 kr.
Inserationsstempel jedesmal 30 kr.

Bei größeren Inseraten und öfterer
Einschaltung entsprechen der Rabatt

Anonyme Mittheilungen werden nicht berücksichtigt; Manuskripte nicht zurückgesendet.

Nr. 166.

Montag, 25. Juli. — Morgen: Anna.

1870.

Die slovenische Presse und der französisch-deutsche Krieg.

Die slovenische Presse beginnt nun auch das Ereigniß des französisch-deutschen Krieges in den Kreis ihrer Besprechung zu ziehen; selbstverständlich schaut bei den an den Tag gelegten Anschauungen das klerikale Element heraus, welches stellenweise so dominiert, daß das nationale Prinzip darüber ganz und gar vergessen wird. Eine Ausnahme macht „Slov. Narod“, welcher der Kriegsfrage gegenüber eine neutrale Stellung beobachtet. Er hegt keinerlei Sympathie für Frankreichs Sieg, weil ihm dieser die Gefahr in sich zu bergen scheint, Oesterreich könnte seine alte Stellung in Deutschland zurückgewinnen, er hegt aber auch keinerlei Sympathie für Deutschlands Sieg, denn in einem solchen sieht er den Untergang der Slovenen, weil dann „Deutschland bis zur Adria“ das Programm der deutschen Politik wäre. „Slov. Narod“ und mit ihm die Nationalen sehen eben und fühlen es, daß es keine Regierung außer Oesterreich gibt, in welcher der Stamm der Slovenen so viel Freiheit, so viel Garantie des Bestandes seiner Eigenart findet, als eben bei der Oesterreichs. Er weiß sehr gut, daß jeder anderen Regierung ein Volkstamm von solcher Anzahl seiner Stammesgenossen, wie es der slovenische ist, nicht das bieten darf, was er Oesterreich zu bieten wagen durfte; daß solche Sonderbestrebungen, wie sie die Slovenen für sich beanspruchen, in keinem anderen Staate Europa's so viel Beachtung, wir dürfen wohl sagen, so viel gutmüthige Nachgiebigkeit finden würden, als eben in Oesterreich, und in Oesterreich erst seit dann, als es schwach und und machtlos geworden ist; daher „Slov. Narod“

auch ein Wiedergewinnen der einstigen Machtstellung Oesterreichs verhorresziert und darum den französischen Waffen den Sieg nicht wünscht.

Zur Ehre „Slov. Narods“ sei es gesagt, daß ihn diesmal doch rein nationale Motive geleitet haben, im Gegensatz zu der Säuglingspolitik eines hiesigen klerikalen Blattes, welches angeblich für das Nationalitätsprinzip einsteht und gleichzeitig den nationalen Bestrebungen der Deutschen den Untergang durch französische Waffen offen wünscht.

Solche kindliche Anschauungen einer sich selbst zu Grunde richtenden Politik können wir nicht weiter beachten.

„Slov. Narod“ aber steht diesmal nicht auf klerikalem, sondern auf nationalem Standpunkte, denn die Klerikalen wünschen den Sieg Frankreichs ganz offen, in Baiern sowohl als in Oesterreich, sie wissen, mit Frankreichs Sieg fällt die Freiheit in Deutschland und Oesterreich, der Absolutismus, der in Königgrätz eine Niederlage erlitten hat, wird seine Wiedererziehung feiern, und in ihm finden sie ihre Machtstellung wieder gesichert, welche ihnen der Freiheitszug, der durch Oesterreichs Gauen strich, entriß oder doch stellenweise streitig gemacht hat.

Nur eines scheint uns bei den Nationalen nicht ganz klar (wir unterscheiden nämlich heute ausnahmsweise zwischen Nationalen und Klerikalen), „Slovenli Narod“ gesteht nämlich dadurch, daß er den Sieg beider streitenden Nationen fürchtet, zu, daß es die Slovenen überall schlechter haben würden, als in Oesterreich, denn daß er im Ernst an einen eventuellen Anschluß an Rußland denkt, können wir nicht glauben, einestheils deswegen nicht, weil in Rußland die slovenische Eigenart erst recht dem Ruine gewaltsam zugeführt würde, und andererseits deswegen, weil bei derartigen Erschütterungen

Europa's und bei einem wirklichen eventuellen Zerfall Oesterreichs das slovenische Land ganz bestimmt nicht zu Rußland geschlagen werden würde.

Nachdem also „Slovenli Narod“ findet, daß es die Slovenen nirgends besser haben würden, als in Oesterreich, und zwar in dem heutigen, aus Deutschland hinausgedrängten Oesterreich, wie stimmt denn dies zusammen mit den stereotypen Klagen, daß die Slovenen in Oesterreich unterdrückt sind, daß sie an die Wand gedrückt werden? Nachdem „Slovenli Narod“ glaubt, daß das heutige Oesterreich allein wenigstens besser als Deutschland oder das einstige mächtige Oesterreich den Slovenen gerecht zu werden versteht, und daß ein großes Deutschland dieselben nicht bloß an, sondern durch die Wand drücken würde; wie kommt es, daß es gerade die Slovenen sind, welche in erster Linie stets bereit sind, der österreichischen Regierung, der sie doch alles verdanken, welche ihren Wünschen und Ansprüchen bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit nachgekommen ist, welche ihnen und ihrer Sprache alle nur mögliche Freiheit und Rechte eingeräumt hat, Verlegenheiten zu bereiten, die innere Konsolidirung des Reiches durch Fahnenflucht aus dem Verathungsröcher, durch Androhung von Reichsrathsentscheidung zu verhindern? Wenn man sich vor der Unbill des Gewitters in einem Hause sichern will und die Arbeiter, welche das Haus ausbauen wollen, daran zu hindern sucht, heißt das nicht so viel, als den Ast durchsägen, auf dem man sitzt? Das Verständniß des „Slovenli Narod“ nehmen wir mit Vergnügen zur Kenntniß, doch bringt es uns über die politische Klugheit, welche aus der leidigen bisherigen Oppositionsmacherei der Nationalen herauslugen soll, keine besonders gute Meinung bei. So lange keine Gefahr im Hause ist, daselbst muth-

Feuilleton.

Die Kugelspritze.

(Von einem Fachmanne.)

I.

Wie im Jahre 1859 Napoleon die Welt mit seinen gezogenen Geschützen, so hofft er sie jetzt mit seinen in graues Geheimniß gehüllten Mitrailleusen oder Kugelsprizen zu überraschen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, eine Beschreibung dieser mit Schauern nur genannten Waffe zu liefern, da die beste Beschreibung ohne Zuhilfenahme einer Abbildung unverständlich bliebe; ich will nur das Geschichtliche dieses, keineswegs der neuesten Zeit angehörigen Mordinstrumentes liefern und im Anschlusse die vernünftigerweise zu erhoffende Wirkung beleuchten, um den Lesern des „Tagblattes“ auch in dieser Beziehung die Möglichkeit zu bieten, die Mittel der streitenden Parteien richtig zu beurtheilen.

Die Erfindung dieser, seither unter vielen Namen genannten Waffe fällt in die erste Zeit der Konstruktion der Feuerrohre überhaupt. Schon in der Mitte des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte man das Geschütz verbessert und

weiter ausgebildet, und wurde sowohl im Feld- als Belagerungskriege verwendet, sie hießen „Orgelgeschütze“.

Eine Beschreibung dieser Orgelgeschütze gibt der berühmte Leopold Frondsberg in seinem Buche über die Kriegskunst. Darin heißt es: „Noch ist ein Geschlecht des Geschütz, das man auch auf der Achse führt und schießt, das nennt man ein Orgelgeschütz, um deswillen, dieweil es viel Rohr- und Nachbüchsen hat, zugleich wie ein Orgel viel Pfeifen hat, man nennt auch ein Geschütz-Geschütz, der Ursach daß es viel Schuß thut, nachdem es viel Rohr hat, dieselbigen Schuß zerstreut es hin und her, so nennt man auch Hagelgeschütz, dieweil es viel Kugeln schießt, wie ein Hagel viel Stein wirft.“ Wie die geehrten Leser aus dieser „klassischen“ Beschreibung entnehmen, ist das Ganze nichts als eine Zusammenstellung von Flintenrohren zu einem Bündel, um sie dann in einer kurzen Zeit abfeuern zu können, wodurch ein mehr oder weniger kontinuierliches Feuer unterhalten wird.

Dieses Grundprinzip ist auch bei der neuesten Konstruktion beibehalten, nur ist natürlich der Lademechanismus vollkommener, der ein schnelleres Feuern ermöglicht.

Selbst die neueste Zeit hat bereits diese Waffe im Ernstfalle gebraucht, und zwar von Seite der

Dänen im Kriege 1850 und 1864 unter dem Namen Höllemaschinen. Die Amerikaner verwendeten sie bei der Belagerung von Charleston 1863 unter der Bezeichnung Requaabatterie.

Schon im Jahre 1866 nach Beendigung des preussisch-österreichischen Krieges, in welchem die furchtbare Wirkung des Zündnadelgewehres an uns erprobt worden, raunte man sich geheimnißvoll in die Ohren: Napoleon hat ein Geschütz erfunden, das von nur zwei Mann bedient wird und mit dem man ganze Bataillone in einigen Minuten niedermegeln kann. Dieses Geschütz ist die heutige Mitrailleuse.

Stein-, Bronze- und Eisenzeit.

(Schluß.)

Zinn findet sich reichlich in China, namentlich in den Provinzen Schantung, Kiangsu und Kiangsi; ebenso ist es häufig in Tonkin, Cochinchina, im Laoslande, in Siam, Borneo, auf der Halbinsel Malaka, wie auf den Banks-Inseln, von welchen legtern man ohne Grund behauptet hat, daß dort schon die Phönizier ihr Zinn geholt hätten. Unter der Dynastie der Tschu (1123—247 v. Chr.) lebten die Chinesen in einem Zeitalter der Bronze, welche sie in fünf verschiedenen Legirungen herstellten; die

willig demonstrieren wollen, um, wenn Gefahr droht, sofort in dasselbe sich zu flüchten, mag anderen klug scheinen, wir nennen es anders.

Die Proklamation des Kaisers Napoleon an das französische Volk.

welche wir am Samstag in telegraphischem Auszuge brachten, lautet nach dem „Journal Officiel“:

„Franzosen!

Es gibt im Leben der Völker feierliche Augenblicke, wo die nationale Ehre, gewaltsam gereizt, sich als unwiderstehliche Kraft aufdringt, alle Interessen beherrscht und die Leitung der Geschicke des Vaterlandes allein in die Hand nimmt.

Eine dieser entscheidenden Stunden hat geschlagen.

Preußen, dem wir während und seit dem Kriege von 1866 die versöhnlichsten Gesinnungen bezeugt haben, hat unserem guten Willen, unserer Langmuthigkeit keinerlei Rechnung getragen.

In die Bahn gewaltsamer Eingriffe gestürzt, hat es alles Mißtrauen erweckt, überall zu übertriebenen Rüstungen genöthigt und aus Europa ein Lager gemacht, in welchem Unsicherheit und die Furcht vor dem nächsten Tage herrschen.

Ein letzter Zwischenfall hat den Unbestand der nationalen Beziehungen enthüllt und den ganzen Ernst der Sachlage gezeigt. Angesichts neuer Ansprüche Preußens ließen sich unsere Beschwerden vernehmen; sie wurden umgangen, und es folgte ihnen ein geringfügiges Vorgehen. Unser Land hat darüber eine tiefe Erbitterung empfunden und alsbald ertönte von einem Ende Frankreichs zum anderen ein Kriegsruf.

Es erübrigt uns nichts mehr, als unsere Geschichte der Entscheidung der Waffen anheimzugeben. Wir führen nicht Krieg gegen Deutschland, dessen Unabhängigkeit wir achten. Wir hegen Wünsche, auf daß die Völker, welche die große germanische Nationalität bilden, frei über ihre Geschicke verfügen. Was uns anbelangt, so fordern wir die Begründung eines Standes der Dinge, der unsere Sicherheit gewährleistet und die Zukunft sichere.

Wir wollen einen dauerhaften Frieden, begründet auf den wahren Interessen der Völker, erringen, und einen präkären Zustand zum Aufhören bringen, in welchem alle Nationen ihre Hilfsquellen dazu verwenden, um eine gegen die andere zu waffnen.

Das glorreiche Banner, welches wir noch einmal vor denjenigen entfalten, die uns herausfordern, ist dasselbe, welches die zivilisatorischen Ideen unserer großen Revolution durch Europa trug. Es vertritt dieselben Prinzipien, es flößt dieselbe Aufopferung ein.

Franzosen! Ich trete an die Spitze dieser tapferen Armee, welche die Liebe und die Pflicht für das Vaterland befeelt. Sie weiß, was sie werth ist, denn sie sah in vier Welttheilen den Sieg an ihre Schritte sich heften. Ich nehme meinen Sohn trotz seiner Jugend mit mir. Er weiß, welche Pflichten sein Name ihm auferlegt, er ist stolz, seinen Antheil an den Gefahren derjenigen zu nehmen, die für das Vaterland kämpfen.

Gott jegne unsere Bestrebungen. Ein großes Volk, welches eine gerechte Sache vertheidigt, ist unsiegbare.

Gez. Napoleon.“

Politische Rundschau.

Laibach, 25. Juli.

Bis heute ist noch nichts von bedeutenderen Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz bekannt. Die von einigen Wiener Blättern gemeldete Landung eines französischen Korps bei Emden (Hannover), hat noch keine Bestätigung erhalten. Es wäre allerdings ganz gut denkbar, daß die Franzosen durch ein Landungskorps Hannover zu insurgiren versuchen werden, aber nach einem anderen Berichte wollen sie in Jütland landen und dann die Dänen auffordern, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Es fehlt jedoch, wie bemerkt, an bestimmten Meldungen und alles, was da gemeldet wird, ist nur Kombination oder müßige Erfindung, die Zeit ist eben noch zu kurz, seitdem man sich zum Kriege entschlossen hat.

Was die Vorgänge im Westen betrifft, so stimmen alle Meldungen darin überein, daß durch den Anschluß der Südstaaten an das übrige Deutschland die Franzosen völlig überrascht wurden und ihr Offensivstoß eben dadurch eine Verzögerung erleidet. Man hat in Paris auf die Neutralität Süddeutschlands fest gerechnet und darnach seine Pläne gemacht. Nun aber geht Süddeutschland wie ein Mann mit Norddeutschland, und darüber ist man, wie die Berichte der „Indep. Belge“ und der Pariser Blätter beweisen, ganz perplex. Diese kalte Douche hat ungeheuer abkühlend gewirkt. Militärisch steht die Sachlage so, daß man zuerst einen Offensivstoß durch das Moselthal gegen Mainz und Köln beabsichtigte und gegen Baden nur ein Observationskops im Elsaß zurücklassen wollte. Dieser Plan mußte nun geändert werden, aus politischen Gründen ist es für Frankreich nothwendig, Süddeutschland in einem raschen Anlauf niederzurennen, und aus militärischen Gründen ist ein Stoß gegen Koblenz-Köln ganz undenkbar, wenn in der bairischen Rheinpfalz und in der Zentralstellung von Mainz ein starker Feind steht. Der französische Generalstab mußte daher darauf bedacht sein, seinen

ursprünglichen Plan zu modifiziren, und er scheint nun projektirt zu haben, in die Rheinpfalz einzufallen.

Die preussischen Truppen stehen a cheval des Rheines, so daß sie jeden Augenblick auf dem rechten oder linken Ufer des Rheines, je nach Bedarf, konzentriert erscheinen können.

Es scheint, als ob Preußen seine sämtlichen mobilen Truppen an den Rhein wirft und die Vertheidigung des Nordens den Baiern, einem kombinierten preuß. Korps und Landwehren überläßt. Auf dem rechten Ufer des Rhein von Mannheim und Köln hinab sollen bis nun das Garde- und 11 andere Armeekorps mit zusammen nahe an 300.000 Mann stehen, zu denen noch die Badenser, Darmstädter und einige wenige Württemberger hinzu kämen, so daß die Gesamtstärke rund 360.000 Mann ausmache, diese Truppen dürften binnen ein paar Tagen strategisch aufmarschirt sein und dann, so glaubt man, wird der Angriff von deutscher Seite beginnen, wenn nicht schon früher die Franzosen aus ihrer Passivität herausritten.

Ueber die Vertheilung der großen Kommandos ist nun bekannt, daß Prinz Friedrich Karl und General Steinmetz die zwei Armeen am Mittelrhein, der Kronprinz die süddeutsche Armee, Vogel v. Falkenstein die Küstenarmee kommandiren wird. Herwarth von Bittenfeld wird Militärgouverneur in Rheinland-Westfalen und Kurhessen. Generalstabschefs werden sein General Blumenthal, Oberst Stiehl, General v. Sperling.

Napoleon sucht Allianzen und klopft hier und dort an. In Berlin will man wissen, er habe die russische Regierung veranlassen wollen eine Allianz mit Frankreich gegen Preußen einzugehen, und daß dafür bedeutende Konzessionen geboten worden seien. Rußland aber habe nicht nur jedes Anerbieten von Seite Frankreichs zurückgewiesen, sondern gleichzeitig durch den beglaubigten Bevollmächtigten in Paris die Erklärung abgeben lassen, daß Rußland „vorläufig“ sich gänzlich neutral verhalten und somit auch nicht rüsten werde, doch behalte es sich die russische Regierung vor, von dem Ausgange der ersten Schlachten „ihre weiteren Entschlüsse abhängig zu machen.“

Hiermit in Uebereinstimmung steht folgende Kommunikation des offiziellen russischen „Regierungsanzeigers“: „Der Kaiser von Rußland hat jegliche Bemühung zur Verhütung der Feindseligkeiten angewendet; der Kaiser bedauert den Krieg und ist entschlossen, eine strenge Neutralität zu beobachten, so lange als Kriegszufälle russische Interessen nicht berühren; die russische Regierung ist stets bereit, Europa den Frieden wiederzugeben.“

Auch in Wien macht, nach Berichten von dort,

Bronze für Spiegel enthielt die Hälfte Zinn; die für Pfeilspitzen $\frac{2}{5}$, die für Schwerter $\frac{1}{5}$, die für Lanzen $\frac{1}{4}$, die für Beile $\frac{1}{5}$, die für Glocken und Kessel $\frac{1}{6}$, wie man in Tschou-li, Buch 16, p. 33 und Buch 41 liest. Diese Zusammensetzung ist äußerst selten und keine der Legirungen gleicht der unserer antiken Bronze. Ihren Spiegeln und Rüstungsgeräthen setzten die Chinesen noch außerdem Zinn zu, doch ist über das Verhältniß des letztern nichts bekannt.

Allen Anzeichen nach scheint in China, gleichwie in unserm Bronzezeitalter, der Fortschritt in der Kupferindustrie mit der Zunahme der Kenntniß neuer Metalle zu steigen; jedenfalls haben die Chinesen die Entwicklung in der Metallurgie selbstständig und auf eigenen Wegen verfolgt. Von der Bronzeperiode gelangten sie in die des Eisens, und wenn auch ihre Fabrikate aus Schmiedeeisen schlecht sind, so sind doch diejenigen aus Gußeisen besser. Der Japanese, dessen ganze Zivilisation derjenigen Chinas folgte, ist in das fünfte Zeitalter, jenes des Stahls, eingetreten, und die dort gefertigten Schwerter sollen die besten Europas übertreffen.

In der nördlichen Tatarei und in Finnland finden wir wieder eine Region des Eisens, wie in Afrika, ohne Kupfer und Bronze. Das Eisen findet

sich in Ueberfluß in dem alten Ferghana, dem heutigen Chokand, im Uralgebirge und in den Sümpfen des Ural in Rußland, wie auch in Finnland.

Nach einheimischen Traditionen war das Eisen in dieser weiten Region das erste und nebst dem Golde das einzige Metall, das man bearbeitete; die Türken und Mongolen verlegten ihre Wiege und ihr Paradies in ein unbekanntes, ringsum von undurchdringlichen Wäldern und eisenreichen Gebirgen eingeschlossenes Thal, aus welchem ihre Vorfahren erst den Ausgang fanden, nachdem ein immenses Feuer oder eine vulkanische Eruption die Erzpfelsen geschmolzen hatte. Das Andenken an diese Entdeckung des Eisens wurde bei den Mongolen durch eine jährliche Festlichkeit gefeiert, und ihr erster Schmied war auch ihr oft besungener Heros Dschingis-Khan. Die primitive Industrie der Finnen des baltischen Meeres, der Esten, Liefländer, Lappen in Europa war die Schmiedekunst und die Weberei; sie besitzen zwar eine Mythe, die sich auf die Erfindung des Eisens bezieht, aber keine solche für die des Kupfers. Von ihren Vorfahren lernten sie bloß das Eisen und das Gold kennen, aus welchem letzterem Metall ihr mythischer Vulkan Zmarainen sich sein Weib selbst fertigte. Die Mythen der Finnen und Tataren beweisen nicht, daß diese beiden verwandten

Rassen eine Steinperiode hatten, aber auch nicht das Gegentheil, doch geben dieselben auch keine Anhaltspunkte für die Feststellung des Alters ihrer Metallurgie.

Südlich von den Tataren wohnt die tibetanische Rasse, zu welcher die Miao-tse von China und vielleicht auch die Serer der römischen und griechischen Schriftsteller gehörten. Erstere kannten und verarbeiteten das Eisen bereits 15–20 Jahrhunderte vor Christus (!), und die Serer waren in Rom gegen die christliche Ära hin wegen ihres trefflichen Eisens berühmt; das letztere kam nach vorherigem Transport über die tibetanische Hochebene an die Küste des indischen Meeres und von da nach Rom.

Diese Exkursionen nach verschiedenen Gegenden der Erde liefern den Beweis, daß die Aufeinanderfolge der Metalle nicht überall eine gleiche war, sondern daß einzelne Regionen eine Kupferperiode vor der Bronzezeit hatten, die für Europa nicht existirt, während in anderen Gegenden die Kenntniß des Eisens schon fast gleichzeitig mit der der Bronze nachzuweisen ist, wie dies auch von F. de Rougemont in dessen oben bezeichnetem, äußerst interessantem Werke über die Bronzezeit ausgesprochen ist.

Napoleon Anstrengungen. Es soll der französische Gesandte Latour d'Auvergne der Ueberbringer eines Handschreibens sein, worin der Kaiser der Franzosen dem Kaiser von Oesterreich den Antrag einer Allianz macht.

Einige Ueberbleibsel der ehemaligen Welfenlegion in Frankreich fanden es zur Bethätigung ihrer patriotischen Gesinnung und zur Belustigung der Pariser Straßengeneration für nothwendig, mit einer französischen Fahne herumzuziehen und „Auf nach Berlin!“ zu rufen. Wie selbst die Franzosen über dieses Gefindel urtheilen, geht zur Genüge aus den Bemerkungen angegebener französischer Blätter hervor. Der „Figaro“ sagt:

„Wenn diese Welfen-Trabanten nach Berlin kämen, so möchten sie wohl todgeschlagen werden, ehe die Polizei sie zu schützen vermöchte. Wollen sie aber im französischen Heere kämpfen, so mögen sie sich vor Kriegsgefangenschaft hüten, denn das Standrecht würde auch kurzen Prozeß mit ihnen machen, und niemand dürfte die feilen Wunden bemitleiden, die ein schimpfliches Leben mit einem schimpflichen Tode beschloßen.“

Und noch einen Schurken haben sie aufgetrieben, die Herren Franzosen. Die „Patrie“ veröffentlicht einen Brief von den „Hannoveranern in Chartres“, gezeichnet Voß, in welchem es heißt:

„Nicht mit leeren Worten wollen wir Frankreich unsere Dankbarkeit bezeugen; französisches Blut wird auf deutschem Boden vergossen werden, gestatte uns Frankreich, diesem Blute das unsere zu vermischen, wir werden seiner gegen den Unterdrücker unserer Familien und unseres Vaterlandes nicht schonen. Gebe Frankreich uns Waffen, lasse uns unsere Fahne neben der seinigen entfalten, und wir werden glücklich und stolz sein, an Frankreichs Seite zu kämpfen.“

Die „Korr. Havas“ bemerkt über diese netten Leute:

„Ein Franzose, der das Herz am rechten Fleck hat, kann von solchem Gefindel nur sagen, daß es Landesverräther seien, die verdient hätten, daß man sie öffentlich brandmarke.“

Baden erklärte am 22. d., wegen der Kriegserklärung an Preußen und Bedrohung deutschen Gebietes im Hinblick auf den Allianzvertrag vom Jahre 1866 sich als im Kriegszustande mit Frankreich befindlich zu betrachten. Der badische Gesandte in Paris forderte seine Pässe. Desgleichen der französische Gesandte in Karlsruhe.

Das von Baiern erlassene Getreide-Ausfuhrverbot wurde in Folge Reklamation der österreichischen Regierung wieder aufgehoben.

Der „N. Fr. Pr.“ wird aus Oberberg telegraphirt, daß sich der große Generalstab noch in Berlin befinde; man glaubt in kompetenten militärischen Kreisen, daß es nicht vor Anfang August zu einem größeren Zusammenstoße kommen könne.

Die Wiener norddeutsche Gesandtschaft soll beauftragt worden sein, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, daß es unmöglich sei, fremdländische Offiziere den Krieg im preussischen Hauptquartier mitmachen zu lassen. Der Grund hiefür liegt allein in der Versorgung vor einer Ueberfüllung des Hauptquartiers.

In Trien haben sich die ersten Klassen des Gymnasiums und der Realschule aufgelöst und sind alle freiwillig in das Heer eingetreten.

Am 21. d. traf in Berlin von Wilhelmshafen die Nachricht ein, daß französische Kriegsschiffe vor dem Jahdebusen an der oldenburgischen Nordküste kreuzen. Es ist rechtzeitig dafür gesorgt worden, daß kein größeres Fahrzeug in den Jahdebusen einlaufen kann. Die hannoveranischen und oldenburgischen Küsten sind derart sandig, daß die Landung nirgends sich ermöglichen läßt. Wer vom Lande aus ein Kriegsschiff beobachten will, wenn es am Rande des Tiefwassers Anker geworfen hat, kann dies nur mit bewaffnetem Auge. Die französischen Kreuzungen in der Nordsee sind also glücklicherweise nicht gefährlich.

Die Helgoländer Boote haben aus freiem Antriebe beschloßen, den französischen Kriegsschiffen keine Dienste zu leisten.

Die französische Regierung soll dem englischen Kabinete die Blokade der Häfen Bremen, Hamburg, Stettin, Danzig, Königsberg bereits notifizirt haben, und zwar mit dem Bemerkten, daß die Blokade in kürzester Zeit vollzogen wird.

Die im Elsaß stehenden französischen Kavallerieregimenter sollen am Heumangel außerordentlich leiden. Seit zwei Tagen, schreibt ein Pariser Korrespondent, sieht man viele betrunkene Soldaten, wahrscheinlich in Folge der ihnen ausbezahlten Kriegselöhnung.

Die Berliner machen bekanntlich über alles ihre guten und schlechten Wige. Ueber den jetzigen Krieg zirkulirt bereits folgender: „Die Franzosen wollen am Rhein die Mollkenkur gebrauchen.“

Der bayerische Landtag ist bis auf weiteres vertagt worden.

Einer authentischen Quelle entnimmt die „Volksztg.“ die Nachricht, daß die Türkei in energischer Weise rüstet. Sie hat im Laufe der letzten Tage bedeutende Waffen-Ankäufe in Frankreich und in Belgien gemacht.

Der „P. Lloyd“ erfährt, daß Baron Cötöös auch befußs Vereinbarung der gegen das Infallibilitätsdogma zu unternehmenden Schritte nach Wien berufen werde. Für Oesterreich soll die Aufhebung des Konkordats bevorstehen, wogegen der Nuntius drohte, daß der Papst in diesem Falle das Ernennungsrecht der Krone für die erledigten Bischofsitze aufheben würde. Baron Cötöös soll das Verbot der Veröffentlichung des Infallibilitätsdogmas und das Placetum regium empfohlen haben, da Ungarn das Konkordat nie anerkannte.

Zur Tagesgeschichte.

Die Aus- und Durchfuhr von Waffen, Waffenbestandtheilen, Munition und Munitionsgegenständen aller Art ist für sämtliche Grenzen des österreichisch-ungarischen Zollgebietes verboten.

Der König von Preußen hat mittelst Kabinetts-Ordre vom 19. Juli seinen Willen dahin ausgesprochen, daß „angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege das Ordenszeichen des eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder ausleben solle.“

Der neue schweizerische Bundesfeldherr. Der schweizerische Nationalrath hat Herrn Hans Herzog aus Aarau fast einstimmig zum Bundesfeldherrn der schweizerischen Armee ernannt. Herr Herzog war Seidenweber, hat seiner Fabrik lange mit Umsicht und Erfolg vorgestanden und wurde in Folge der tüchtigen Geschäftsführung sehr reich. Während der dieselbe betrieb, war er Offizier, machte seine Offizierschule mit durch, fand Gefallen am Kriegswesen, insbesondere an der Artillerie, widmete sich dem Studium der militärischen Wissenschaften und dem Kriegswesen der Schweiz endlich ganz, und gewann sich nach und nach unter den übrigen schweizer Offizieren ein solches Ansehen, daß jetzt die öffentliche Stimme ihn als den berufenen Heerführer sogleich bezeichnet hat.

Total- und Provinzial-Angelegenheiten.

Total-Chronik.

(Laibacher Gewerbebank.) In den Monaten April, Mai und Juni 1870 sind bei der Laibacher Gewerbebank 25 Gesuche theils um neue, theils um Erhöhung bestehender Kredite im Gesamtbetrage per 15.600 fl. eingereicht worden. Der effektive Stand der Kreditinhaber betrug mit Ende Juni 1870: 152 mit dem Kredite per fl. 122.050. An Wechseln wurden in den drei Monaten eskomptirt 234 Stück im Betrage per 113.905. Im Portefeuille verblieben 246 Stück im Betrage per 101.196 fl. 68 kr. Der Kassenverkehr erreichte die Höhe von 389.995 fl. 71 kr. In laufende Rechnung wurden übernommen 144.283 fl. und rückgezahlt 88.491 fl.

(Prüfungen.) Am 25., 26. und 27. Juli finden die Prüfungen an der Mädchenhauptschule bei

den Ursulinerinnen statt. Die Zahl der Schülerinnen beträgt 1148, darunter 172 in der inneren Schule.

(Musikprüfung.) Dienstag den 26. l. M. um halb 5 Uhr findet im Rathhause die öffentliche Prüfung an der Musikschule der filharmonischen Gesellschaft statt, wozu die p. t. Gesellschaftsmitglieder und alle Musikfreunde eingeladen werden.

(Mächtige Ruhestörung.) Heute Nacht um 10 Uhr zog ein johlender Volkshaufe mit dem hiesigen Vereine Sokol und einer Musikbande durch die Straßen unserer Stadt. Wir haben gegen einen solchen Einzug im ganzen genommen nichts besonderes einzuwenden, aber wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit auf die seinerzeit geläufige Behauptung der Jantschbergliteraten, das Trommeln der Turner (Notabene im Freien und am hellen Tage) habe die Bauern von Jantschberg gestört.

(Eine Leiche aufgefunden.) Heute Morgens wurde in einem Getreideselde bei Schischla eine männliche Leiche aufgefunden. Dieselbe ist die eines Arbeiters, man sagt des Gärtners des Gutes Pepsensfeld in der Schischla. Die städtische Polizeimannschaft fand bei der Leiche etwas Geld und andere Gegenstände, und da keinerlei Verletzung wahrzunehmen ist, so dürfte kein Verbrechen vorliegen, sondern es scheint ein Schlagfluß die Todesursache zu sein.

(Ein französisches Journal in Laibach.) Der Passus in der Konkursauschreibung der neuzubesehenden städtischen Lehrerstellen: „Kenntniß beider Landessprachen,“ veranlaßt ein hiesiges, in deutscher Sprache erscheinendes Journal zu der naiven Bemerkung, daß es in Krain nicht zwei Landessprachen gebe. Abgesehen davon, daß man die Existenz des Herzogthums Gottschee, der Weißensefelder Gemeinden und der zahlreichen in Krain lebenden Deutschen mit einem Federstriche nicht wegdekretiren kann, erlauben wir uns die Frage, wie es komme, daß das genannte Journal, welches die Existenz der deutschen Sprache in Krain leugnet, in deutscher, also in einer ausländischen Sprache erscheint und doch angeblich vaterländische Interessen vertritt? Wenn das gedachte deutsche Blatt also schon in einer in Krain fremden Sprache gedruckt wird, wäre es nicht besser, wenn es in französischer Sprache erscheinen würde, das würde zu seiner franzosenfreundlichen Haltung besser passen und der deutschen Sprache die Schmach ersparen, daß sie dazu mißbraucht wird, der nationalen Einigung Deutschlands Noth ins Gesicht zu spritzen.

(Slovenischer Nachwuchs in Krain.) „Slov. Narod“ bringt in einer Laibacher Korrespondenz vom 14. d. M. eine für die slovenischen Führer in Krain keineswegs schmeichelhafte Schilderung der durch egoistisches Gebahren verursachten geistigen Stagnation in der slovenischen Bewegung. „Wir bedürfen — heißt es daselbst — in allen Zweigen des Wissens eines frischen Nachwuchses; durch viele Jahre schon hört man den Ausspruch: „Die Jugend ist die Hoffnung der besseren Zukunft.“ Doch man hat für dieselbe nichts gethan. Sie wuchs heran, sie behalf sich, so gut es ging, um sich das tägliche Brot zu verdienen oder ohne Unterstützung in dem Ungemach des Lebens zu Grunde zu gehen. Manches hoffnungsvolle Talent sah man in den letzten 20 Jahren in das hiesige Gymnasium eintreten und aus demselben austreten, doch wenn man sich jetzt in dem praktischen Leben umblickt, so wird man von Schauder und Verzweiflung ergriffen. Der beste Theil der Jugend ist zu Grunde gegangen. In der Literatur zeigten sich hoffnungsvolle jugendliche Kräfte, doch sie gingen verloren, da sie nicht nur keine Unterstützung erhielten, sondern da man sie nicht beachten wollte und ihnen Hindernisse aller Art bereite. Anstatt jugendliche Talente aufzumuntern und zu pflegen, fürchtete man sich vor ihnen, ja man betrachtete sie als seine Feinde, weil sie vielleicht diesen oder jenen düsterhaften literarischen Stern zu verdunkeln drohten. Kein jüngeres literarisches Unternehmen fand in Laibach Unterstützung, die slovenischen Literaten mußten sich in Klagenfurt, Triest, Görz, Graz, Agram, ja sogar in Wien niederlassen, dort konnten ihre Arbeiten die gewünschte Frucht nicht hervorbringen, da sie sich auf dem fremden Boden nicht heimisch fühlten. Die slovenische Literatur und Wis-

